

Frauenstimme

Nr. 7 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

31. März 1929

Gorge um werdendes Leben.

Aus dem Jahresbericht der Schwangerenfürsorge für den Zeitraum 1926/27 (verfaßt von der Leiterin der Schwangerenfürsorge Dr. Alice Bollnhals) geht hervor, in welcher ständig steigendem Maße die „Rasse“ für die arbeitenden Bevölkerungsschichten zum Rettungsanker in Not und Schwierigkeiten wird. Immer neue Gebiete sind in den Bereich ihrer Unterstützungs- und Aufklärungstätigkeit einbezogen worden, eines der wichtigsten ist die Schwangerenfürsorge, die sowohl von weiblichen Selbstversicherten wie den Familienangehörigen Versicherter in Anspruch genommen wird. Diesen Frauen steht sowohl der Weg in das Sprechzimmer des Ambulatoriumarztes wie in die „Fürsorge“ offen. Der Unterschied ist nur der, daß der Arzt den behandelten „Fall“ rein medizinisch erfährt, dagegen die Fürsorge viel umfassender die rechtlichen, sozialen und seelischen Momente der Schwangerschaft in Betracht zieht und über die Person der Schwangeren hinaus eine umfassende Familienfürsorge zu betreiben versucht.

Der Inhalt der Schwangerenfürsorge erstreckt sich auf rechtzeitige Erkennung und Frühbehandlung von Gesundheitsstörungen, die die Geburt gefährden oder das Kind durch Uebertragung belasten könnten. Eine besondere Rolle spielt hier die Syphilis, die in 5 Proz. aller Fälle behandelt werden mußte, die Tuberkulose, Herzfehler, Krampfadern und die Nervosität unserer Mütter, die sich als Massenerscheinung leider sehr stark bemerkbar macht. Der Fürsorgeärztin liegt daran, die Hauptklage der Schwangeren zu erfahren, auf ihren Hauptwunsch einzugehen und nötigenfalls ein Heilmittel zu verschreiben. Eine aus Handtüchern leicht herzustellende Leibstütze wird ebenfalls vorgeführt. Fernerhin gehört zur medizinischen Behandlung die Vorbeugung gegen anormale Lage des Kindes, enges Becken usw. und die Anuratur einer Anstalts-entbindung in allen Fällen, wo irgendwelche Geburtskomplikationen zu befürchten sind. Eine wichtige Aufgabe sieht die Fürsorge in dem Kampf gegen Aberglauben, Unwissenheit, schlechte Gewohnheiten und Nachlässigkeiten durch Aufklärung und Beratung über richtige Ernährung, Zahnpflege, Brustpflege, Körperpflege, Wohnungshygiene, die unterstützt wird durch ein der Patientin mitgegebenes Merkblatt oder Merkbuch. Die beratende Tätigkeit wäre unvollständig, wenn sich nicht für junge Mütter daran schloße die Aufklärung über Empfängnisverhütung, um eine zu rasche Auseinandersetzung der Geburten oder eine Uebergeburtslichkeit im Interesse der Mutter und der Kinder zu vermeiden. Ebenfalls wird Alkoholismus in der Familie der Schwangeren, also insbesondere des Ehemannes durch ausgezeichnete Zusammenarbeit mit abstinenten Vereinigungen bekämpft. Nicht immer so reibungslos soll sich — nach dem Bericht — das Zusammenarbeiten mit anderen Behörden und Krankenhäusern gestaltet haben, die anscheinend noch nicht den Sinn einer sozialen Mutterchaftsfürsorge begriffen haben. In besonderen Fällen, wo die Patientin trotz zweimaliger schriftlicher Aufforderung nicht wieder in der Sprechstunde erschienen ist, wurden Hausbesuche gemacht. Mehrmals fand die Fürsorgerin die Patientin nach einer laienhaft vorgenommenen Abtreibung fiebernd im Bett liegen. Durch schleunige Ueberführung in ein Krankenhaus konnte ihr Leben den übrigen erhalten bleiben. In anderen Fällen gelang es, durch Aufräumen und Möbelumstellen Platz und mehr Luft für das zu erwartende Kindchen zu schaffen. Wegen Personalmangel ist die Aufentätigkeit der Fürsorge aber einstuftens nur gering. Recht guten Erfolg hatte man mit Kursen über Säuglingspflege, an denen monatlich etwa hundert Frauen teilnahmen, sowie neu angelegten Kursen über Hygiene der Frau und des Kindes, bei denen sich stets eine rege Teilnahme der Zuhörerinnen bemerkbar machte. Auch über ihre Rechtsansprüche an die Krankenkasse und evtl. Wohlfahrtsunterstützung werden die Schwangeren belehrt.

Außer dem ärztlichen wird über jede berufstätige Selbstversicherte ein sozialer Fragebogen angelegt, um Erfahrungen über die Einwirkungen der Berufsarbeit auf die Schwangerschaft und Geburt zu sammeln. Jede vorgeschrittene Schwangere erhält außerdem eine Entbindungskarte, damit man den Verlauf der Entbindung mit der Schwangerschaftsdiagnose der Fürsorge vergleichen kann.

Nach unseren eigenen Erfahrungen ist es allerdings sehr wohl möglich, daß die Besucherinnen der Schwangerenfürsorgestellen diese Ausführungen nicht in jedem Punkte durch ihre Eindrücke bestätigt finden. Sie mögen bedenken, daß es sich um programmatische Zielsetzungen der Leitung der Schwangerenfürsorge handelt, die sich bei einer so jungen Einrichtung nicht gleich an allen Stellen mit unerprobten Kräften in der größten Vollkommenheit verwirklichen lassen. U. E. liegt es z. B. nicht im Sinne einer positiven Bevölkerungspolitik, wenn man wirtschaftlich günstig gestellten, gesunden Frauen die Verhütungsmittel geradezu ausdrängt. Man sollte zwischen den Extremen mit sicherem Takt die Mitte halten. Außerdem berührt es sonderbar, wenn eine längst entbundene Frau, die ihren Anspruch auf Entbindungsgeld und Wochenhilfe längst bei der Zentrale der Krankenkassen gemeldet hat, von der Schwangerenfürsorge weiterhin Besuchsaufforderungen bekommt. Da klappt etwas in der Organisation nicht.

Um von den Umfang der Schwangerenfürsorge ein Bild zu geben, läßt sich die Anführung einiger wesentlicher Zahlen nicht vermeiden. Von 645 im Jahre 1925 stieg die Zahl der behandelten Personen auf rund 2500 im Jahre 1926 und auf rund 4600 im Jahre 1927 bei 18 Fürsorgestellen in Berlin. 30 Proz. der neuen Besucherinnen kamen auf Empfehlung von alten, das beste Zeichen für die wirkliche Vollständigkeit der Fürsorge. Ein starkes Steigen der Besucherinnenzahl ließ sich ferner nach der Gesundheitsausstellung beobachten. Die Zahl der Einzelbesuche betrug 1926 rund 9600, 1927 rund 16 000. Man hat sich bei der Beratung nicht engbergig an die Kassenmitgliedschaft gehalten, allerdings konnte man natürlich nur Kassenmitgliedern Heilmittel verschreiben.

Was das Alter der Patientinnen betrifft, so war die größte Zahl zwischen 26 und 30 Jahren alt. Nur zwei waren über 46, und die jüngste war eine vierzehnjährige Unzealshüterin, bei der bis zum achten Monat niemand etwas von der Schwangerschaft gemerkt hatte. Bei den über Vierzigjährigen löste die Schwangerschaft stets ein Gefühl der Niedergeschlagenheit und Mitleidigkeit aus.

Aus gesundheitlichen Gründen wurden 1927 zur Beratung geführt 1850 Frauen, aus wirtschaftlichen 333, aus rechtlichen 299.

1926 waren die meisten Besucherinnen im neunten Schwangerschaftsmonat, 1927 im siebenten Monat. Die frühen Patientinnen, die sofort bei Ausbleiben der Periode erscheinen, wollen vor allen Dingen wissen, ob Schwangerschaft besteht, natürlich, um dagegen etwas zu unternehmen. Wenn sie auf vierzehn Tage später wieder bestellt werden, kommen sie reitlos wieder. Der Bericht klagt besonders über das z u s p ä t e E r s c h e i n e n in der Fürsorge, zu spät oft im Hinblick auf die Behandlung erster Beiden. 1926 waren 889 Besucherinnen zum erstenmal schwanger, 605 zum zweitenmal, bei den Kinderreichen sinkt der Anteil immer tiefer. Das hat seinen Grund einmal in der geheuten Lebensweise der kinderreichen Frau, zum anderen, aber auch, was in dem Bericht ganz übersehen wird, in den immer selteneren Vorkommen der großen Familie, auch in Arbeiterkreisen.

Der Abtreibungsfrage hat man bei ihrer eminenten Bedeutung für die Gesundheit natürlich besonderes Interesse zugewendet. 1926 gaben die rund 2500 Besucherinnen rund 6800 Konzeptionen und rund 2500 künstlich herbeigeführte Aborte zu, danach

Indes also 43 Proz. aller Schwangerschaften mit Abtreibungen; und für 1927 ist diese Zahl, wahrscheinlich nicht auf veränderten Verhältnissen, sondern auf noch vertrauensvolleren Angaben beruhend, 74 Proz. 1926 kamen rund 300 Frauen mit Abortwünschen in die Sprechstunde, denen gemäß § 218 natürlich nicht stattgegeben werden konnte. Besonders tragisch ist der Fall einer zwanzigjährigen Frau, Mutter eines einjährigen Kindes, die geradeswegs aus der Sprechstunde in die Wohnung eines Heilgehilfen ging, der ihr ohne Hartnacke das Scheidengewölbe und die Blase austrug, wobei sie unter entsetzlichen Qualen starb. Im Bericht heißt es in diesem Zusammenhang wörtlich:

„Wenn eine Frau ihre Schwangerschaft als unerwünscht betrachtet und von ihr befreit werden will, so wird sie dieselbe auf alle Fälle zu befeitigen wissen, auch dann, wenn sie den Eingriff mit dem Leben bezahlt. Alle gesetzlichen Strafandrohungen sind gegenüber der furchtbaren Notlage illusorisch und halten niemanden von der Abtreibung ab. Das kann nicht scharf genug hervorgehoben werden!“

Unter den erwähnten 300 Abortwünschenden befanden sich 25, die auf Grund medizinischer Indikation den Eingriff erreichten. Sieben wurden gleich im Anschluß an den Abort sterilisiert, die anderen 18 über Verhütung belehrt und bei Unbelehrbarkeit in diesem Punkt nach Möglichkeit ebenfalls sterilisiert.

Die Schwangerenfürsorge bemühte sich um Plätze in Anstalten, wo Anstaltsentbindung notwendig und auch wo sie gewünscht wurde. Fast die Hälfte aller Frauen hatte von vornherein den Wunsch, was nur zu begreiflich ist angesichts der Tatsache, daß die meisten Patientinnen nur Stube und Küche zur Verfügung hatten oder als Untermieter möbliert wohnten. 1926 mußten 921 Wohnungen als unzureichend erklärt werden. Ueber den Aufenthalt in den beiden schönen, mit allen Hilfsmitteln moderner Hygiene ausgerüsteten Entbindungsanstalten der Krankenkasse äußerten sich die Patientinnen durchweg sehr befriedigt.

Es verdient übrigens festgehalten zu werden, daß, durchaus entgegen der traditionellen Höflichkeit von Anabengeburten, sich 870 von 1000 Frauen ein Mädchen wünschten.

In den beiden Berichtsjahren fanden 530 ledige Mütter den Weg zur Schwangerenfürsorge. Davon unterhielten 466 weitere Beziehungen mit dem Kindesvater, evtl. heirateten sie ihn später. Bei dem Mangel um das Unheilsgesetz scheinen uns solche Zahlen ein wertvolles Material zur Beurteilung des Verhältnisses des unehelichen Vaters zur Kindesmutter und zum Kind zu sein.

Der Bericht der Schwangerenfürsorge über das Jahr 1928 wird mit dem größten Interesse zu erwarten sein, da aus ihm ersichtlich sein wird, in welchem Maße es dieser Stelle gelungen ist, weiterhin das Vertrauen der werdenden Mütter zu erringen, ihr Verantwortungsgesühl für die eigene Gesundheit und die des erwartenden Kindes zu stärken.

Hedwig Schwarz.

Der Zwang zum Erwerb.

Das Problem der verheirateten Arbeiterinnen.

Das Frauenkomitee des Internationalen Gewerkschaftsbundes wird sich demnächst mit der Frage der Fabrikarbeit verheirateter Frauen beschäftigen. Die internationale Aussprache über dieses Thema ist bereits im Gange, die Meinungen sind allerdings geteilt. Gegen ein Verbot der Arbeit verheirateter Frauen hat sich kürzlich die Genossin Gertrud Hanna vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund mit aller Entschiedenheit geäußert. Der Zwang zum Erwerb bei vielen verheirateten Frauen wird auch hier als wichtiger Grund für die Ablehnung eines solchen Verbotes angegeben. Für diese zwingende Notwendigkeit des Erwerbs sind uns eine Reihe von markanter Erscheinungen aus dem weiblichen Erwerbsleben bekannt, von denen nachfolgend kurz die Rede sein soll.

Wenn beispielsweise Heimarbeiterinnen in der Rührberger Spielwarenindustrie zu Stundensöhnen von 3½–8 Pfennigen arbeiten verrichten, zu denen sogar eine gewisse Geschicklichkeit gehört, so doch sicherlich, weil ihnen eine andere Erwerbsmöglichkeit kaum gegeben und ein Verzicht aus sozialen Gründen unmöglich ist. Bekanntlich sind aber gerade in der Heimarbeit hauptsächlich verheiratete Frauen beschäftigt, welche daneben noch Kleinkinder zu beaufsichtigen haben. Da aber die Rationalisierung, insbesondere in der Konfektion, die Heimarbeit mehr und mehr einschränkt, so dürften die verheirateten Arbeiterinnen noch stärker als bisher zur Fabrikarbeit gezwungen werden.

Hier hat die Konkurrenz mit der ledigen Arbeiterin für die verheiratete wiederum einige wichtige Begleiterscheinungen zeitigt. Die Bevorzugung lediger Arbeiterinnen durch den Arbeitgeber bei der Einstellung drängt die Verheirateten in Betriebe, welche von ledigen weiblichen Arbeitskräften gemieden werden. So heißt es daher in dem Bericht der bayerischen Gewerkeaufsicht, daß in den Steinbrüchen ausschließlich verheiratete Frauen beschäftigt seien. Ähnlich wird von den preussischen Gewerbeaufsichtsbeamten berichtet über Betriebe mit besonders unbehaglicher Arbeit, so z. B. von Lumpenfortieranstalten, Sackmehreien und dgl.

Aus Angst vor der Entlassung lehnt ferner nicht selten manche verheiratete Arbeiterin einen besonderen Arbeitsschutz für sich ab, beispielsweise bei Schwangerschaft die Zuweisung einer leichteren Tätigkeit. Auch ist die Zahl der Arbeiterinnen, welche bis zum letzten Tage ihrer Schwangerschaft im Betriebe ausharren, verhältnismäßig groß. Größere Sorgfalt bei der Arbeit wird gleichfalls häufig den verheirateten Arbeiterinnen nachgerühmt.

Sprechen also alle diese Tatsachen für einen eiserernen Zwang zur Erwerbsarbeit bei vielen verheirateten Frauen, so noch kurz etwas über die mannigfaltigen Ursachen dieses Zwanges. In erster Linie ist dabei an die Infolge der Rationalisierung vermehrte Existenzunsicherheit des Mannes zu erinnern. Die Möglichkeit zur Arbeitslosigkeit selbst für Männer, welche schon Jahrzehnte ununterbrochen in einem Betriebe beschäftigt waren, ist zur Alltätigkeit geworden. Zur Milderung dieses Risikos arbeitet die Frau zeitig mit, daher auch so viele Doppelverdiener. Jungen Eheleuten, welche etwa zur Gründung ihres Hausstandes größeren Kredit in Anspruch nehmen, oder, weil sie möbliert wohnen, verhältnismäßig hohe Mieten bezahlen müssen, sind gleichfalls beide zum Erwerb gezwungen. Dazu kommen noch die Hunderttausende von Familien, in denen der Elendslohn des Ernährers einfach nicht ausreicht.

Wenn unter diesen Umständen noch dazu die arbeitende verheiratete Frau nur ungern gebuldet wird, so müßte wenigstens die Arbeiterkraft alles tun, um dieses harte Los nach Möglichkeit zu mildern. Sie etwa gar zu benachteiligen gegenüber lediger weiblicher Arbeitskräfte, ist meist ein bitteres Unrecht, gegen das mit allem Nachdruck anzukämpfen ist. Einen wirklichen Schutz hiervoor ist aber der verheirateten Arbeiterin nur geboten, wenn sie sich der gewerkschaftlichen Organisation anschließt und dort für ihre Rechte kämpft. Denn gerade das mangelhafte Interesse an der Gewerkschaft, insbesondere bei verheirateten Frauen, wofür es freilich eine Menge verstehender Gründe gibt, hat ihnen vieles Wohlwollen verweigert. Hier muß beiderseits manches wieder gutgemacht werden.

Georg Raible.

„Konstitution und Vererbung.“

Im Rahmen der Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit (Leiterin Alice Salomon) fanden drei Vorträge von berühmten Rednern, wissenschaftlichen Autoritäten auf dem Gebiete der Konstitutions- und Vererbungslehre, statt, die geeignet waren, diese noch immer recht dunklen und unerforschten Gebiete dem Laienpublikum etwas aufzuhellen. So unvollständig die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung einstweilen noch sind, so notwendig sind sie für die Praxis unserer modernen Eheberatung. Denn aus ihr müssen die Richtlinien abgeleitet werden, die das Verhalten des Ehepartners im Hinblick auf das Zusammenpassen der Partner und auf die zu erwartende Nachkommenschaft bestimmen.

Zuerst sprach Professor Dr. Paula Hertwig-Berlin über „Grundgesetze der Vererbung“. Die Rednerin entwickelte das Mendelsche Vererbungsgesetz zunächst an dem einfachen Beispiel der roten und weißen Rose: gekreuzt geben sie zwei rosa, eine weiße und eine rote Blüte. Die rote und die weiße Blüte bleiben im Erbgang reinfarbig, die rosa Blüten spalten wieder auf in weiß und rot. Noch häufiger ist die Verdeckung in Erbeigenschaften, so z. B. ergibt die Kreuzung von Schimmel und Bracken zunächst eine weiße Generation, weiter drei Schimmel, die meist mischfarbig sind, und einen Bracken. Ein anscheinend selbst „reines“ Exemplar einer Pflanz- oder Tiergattung kann sehr wohl andersfarbige Erbanlagen weitergeben. Neben der Farbe treten noch eine Fülle andere Eigenschaften der Form und der strukturellen Bildung, die aber letzten Endes alle dem Mendelschen Gesetz unterliegen. Man unterscheidet die dominante und die rezessive Erbanlage, d. h. die sofort bei der Nachkommenschaft wieder in Erscheinung tretende Anlage und die verdeckte Anlage, die erst bei der Verbindung mit einem gleichgearteten Partner wieder „herausmündet“, dann aber wieder reine Typen ergibt.

Auf den Menschen angewandt, ist bis jetzt einwandfrei erforscht, daß die braune Augenfarbe über die blaue dominiert, das braune Haar über das glatte. Gefährliche krankhafte Erbanlagen, wie Epilepsie und Taubstummheit, sind rezessiv, d. h. sie können nur bei der Verbindung mit einem gleich belasteten Partner, der aber nicht selbst krank zu sein braucht, wieder hervortreten. Man nimmt nun an, daß nicht allein fränke, sondern auch hervorragende geistige Eigenschaften sich vererben; so hält man auf Grund des Beispiels berühmter Musikerfamilien die Musikalität für eine dominante Erbeigenschaft.

Neben diesen beiden Vererbungsarten gibt es noch die geschlechtsgebundene, nur durch die Frau weitergegebene Vererbung. Die Eier im weiblichen Eierstock sind bekanntlich geschlechtsunbestimmt, die männlichen Spermatozoen dagegen geschlechtsbestimmt, und zwar enthält das weibliche bestimmte Spermatozoen, aus dessen Verbindung mit dem Ei ein Mädchen hervorgeht, ein Chromosom mehr als das männlich bestimmte. Durch dieses zusätzliche Chromosom erhält die weibliche Nachkommenschaft besondere

Eigenschaften, so z. B. erklärt sich die Vererbung von Sichelanämie und Bluterkrankheit auf die Hälfte der männlichen Enkel. Dieser Erbgang erwirkt neben den beiden anderen eine neue Stabilität.

Wunschgemäß Veränderungen durch Vererbung sind auf die Dauer bisher nicht gelungen, auch sind die Umweltseinflüsse oft so stark, daß sie die Erbanlagen verdrängen oder ersetzen. Um die Grenzen der Wirksamkeit der Erbanlagen zu ermitteln, hat man den Lebensweg einiger Zwillinge erforscht. Bei zwei Mädchen aus U.S.A., die bald nach der Geburt getrennt wurden, fand man verschiedene Schicksale, verschiedene Charakterkurven, dagegen eine auffallende äußere Ähnlichkeit, gleiche Intelligenzhöhe, Gleichzeitigkeit von Krankheiten und Gleichheit des Geschmacks in Neugierlichkeiten.

Im zweiten Vortrag über „Vererbung, Körperbau und Rasse“ beschäftigte sich Dr. Eugen Fischer, Berlin mit dominant und rezessiv vererbten Krankheiten unter besonderer Berücksichtigung der geistigen Erkrankungen, die nur im rezessiven Erbgang wieder hervortraten. Durch ständige Verbindung mit gefunden Partnern kann eine bedingte Generation erzielt werden. Bei Zusammentreffen mit einem gleichbelasteten Partner ist theoretisch eine Erkrankung von 25 Proz. der Nachkommenschaft zu befürchten. Verwandtenehen sind nicht wegen der Blutsnähe gefährlich, sondern wegen der Gefahr der gleichen rezessiven Belastungen. Auch für die geistigen Eigenschaften nimmt man auch dominanten und rezessiven Erbgang an. Im übrigen warnte der Vortragende vor einer Ueberschätzung der Erbanlagen. Ernährung, Klima und andere Umweltseinflüsse sind so stark, daß z. B. holländisches Mastvieh, nach Südafrika ausgeführt, sich wie einheimisches Vieh fortpflanzt. Zu Erbanlagen und Umweltseinflüssen tritt als drittes die Konstitution, d. h. die Gesamtheit und das Zusammenwirken aller körperlich-seelischen Eigenschaften. Die Konstitutionen reagieren auf Anlage und Umwelt verschieden, deshalb berücksichtigt die moderne ärztliche Wissenschaft immer stärker die Gesamtpersönlichkeit. Zum Rassenbegriff äußerte sich der Vortragende wegen der wissenschaftlichen Unklarheit dieses Begriffs nur ganz kurz, um zum Schluß den Hauptnachdruck auf die Fortpflanzung der Wertvollen, die Ausschaltung der minderwertigen zu legen, wobei das sich heute ergebende entgegengesetzte Bild jeden Arzt und Volksfreund tief bekümmern muß.

Als dritter sprach Professor Kretschmer, Marburg, der bahnbrechende Konstitutionsforscher, über „Menschenkenntnis auf Grund der Körperform“. Nachdem er die verschiedenen Deutungsversuche der Körperform im Hinblick auf Temperament und Charakter in einer historischen Uebersicht dargestellt hatte, kam er auf die Ergebnisse moderner Konstitutionsforschung. An einem internationalen Material von 6000 Fällen hat man durch immer wiederkehrende Häufung von Einzelmerkmalen drei Typen herausgefordert, und zwar den leptosomen Typ, den athletischen Typ und den pyknischen Typ. Der erste ist empfindlich, idealistisch, reizbar, nervös, ungesellig, er ist kritisch in der Pubertät, neigt zu Jugendirrsein, äußerlich ist er schmal und langgliedrig mit ausgebildeter Nase. Der pyknische Typ ist äußerlich klein, rundlich, beweglich, er ist begabter, heiter, humorvoll, gesellig und lebhaft, neigt aber zu Periodenschwankungen des Gemüts, Stimmungswechsel und Melancholie. Der athletische Typ ist, abgesehen von seinem Körperbau, mit dem leptosomen Typ innerlich verwandt. — Die Folgerungen, die Professor Kretschmer für die Eheerziehung aus der Erkenntnis der verschiedenen Typen gezogen hat, konnte er selber in seinem Vortrag nicht mehr berücksichtigen.

H. E.

Frau und Krieg.

Wir veröffentlichen hier die Zuschrift einer jungen Studentin, die die Tatsache, daß viele ihrer Studiengenosinnen von begeisterten Anhängerinnen des Kriegsgedankens sind, veranlaßt hat, sich an uns zu wenden.

Krieg — das ist Wort: ein Volk mordet das andere! Warum? Ein Staat wahrt seine Interessen, indem er den anderen Staat, der ihm entgegenarbeitet, so lange an den Lebensnerv geht, bis dieser gezwungen wird, sich dem „Sieger“ zu unterwerfen. —

Also dem „Staatsgedanken“ opfert die Frau ihren Sohn. Steht der Staatsgedanke über dem Gedanken der Mutter? Der Muttergedanke — das ist bei einem Mädchen der Wunsch, bei einer Frau die Tatsache der Erfüllung der Mutterschaft — ist der Frau naturgemäß das höchste. Das heißt: ihm unterwirft, ihm opfert sie auch heute noch meistens ihre Selbstständigkeit, ihre eigene schöpferische Tätigkeit, sehr häufig auch die Ursprünglichkeit ihrer Liebe zum Mann. — Der Gedanke des Staates steht einer Frau niemals über dem Gedanken ihrer Liebe. Eine Opferung der Liebe zugunsten des späteren Opfers eines Staatsgedankens ist — unnatur! — Die Entgegnung hierauf lautet vielfach: Die Frauen der Antike (z. B. Sparta) und auch die des germanischen Altertums opferten bereitwillig und voller Stolz ihre Söhne dem Staatsgedanken. — Die Antwort: das Altertum stellte den Staat

ihren individuellen Eigenschaften als Frau entsprechend, sondern — unter der ausschließlichen Herrschaft des Mannes — als Staatsgeschöpf (Stammesgeschöpf) erzogen. Frauenempfindungen wurden — gingen sie gegen den Staatsgedanken — unterdrückt oder nicht beachtet. —

Eine neue, höhere Ethik hat die Frau emanzipiert: die Frau steht neben dem Mann. Sie hat die Pflicht und das stolze Recht, die Abkehr von einem Gedanken — der gegen das Vorgefühl der Frau: die Mutterschaft, und somit gegen die Urfrage der Menschheit verstößt — durch eine geschlossene und zu tiefst einige Front zu erzwingen. — Lächerlich und unsinnig wäre dieser Kampf, wenn es eine andere Möglichkeit des Ausgleichs unter den Staaten nicht gäbe, als nur den des Krieges; denn dann würde die Frau, um ihren Urtrieb durchzusetzen, gegen einen Urtrieb des Mannes (auch der Frau): die Ehre — ankämpfen. Wir setzen aber an die Stelle des Krieges, der unsere Söhne mordet, den Austrag einer Differenz zwischen den Staaten durch Schiedsgerichte, Verhandlungen, die Forderung des Zurückgehens eines blinden Patriotismus zugunsten einer höheren Ethik, die zuerst den obersten Grundsatz verfolgt, daß auch außerhalb der eigentlichen Staatsgrenzen — Menschen: Brüder, Schwestern, Kulturträger und Kämpfer für allgemeine Menschenrechte leben! — Jener Grundsatz: „Right or wrong — my country!“ (Recht oder Unrecht — mein Land!) bedeutet, daß ich das Unrecht positiv anerkenne und mich seiner bedienen will; das heißt aber, daß ich den Betrüger, den Dieb, den Mörder als meinen Genossen, mit dem ich im Prinzip dieselbe Ethik teile, anerkenne. — Wir Frauen sind aber gerade dazu berufen, eine solche Ethik aus der Welt zu schaffen, indem wir unsern Kindern tief im Sinne einer neuen und ungleich höher stehenden Moral zu erziehen und zu beeinflussen streben! —

Ruth Garols-Samtleben.

Noch einmal: Eheprobleme.

Eine fast ausschließlich weibliche Zuhörerschaft füllte den Vortragsaal der Bestung-Hochschule, in dem Dr. Helene Stöcker über das Problem der Ehe sprach. Von Banderreide bis Anquetil ließ sie die Eheformer, die an der Maschinerie der Ehe herumklopfen, Revue passieren. Kameradschaftsehe, Hochzeits-, Gruppen- und dritt, zu viert und weiter durch den ganzen Adam Riese... all das kann nach Meinung der Frau Helene Stöcker nichts an der Tragik des Eheproblems ändern. Denn wenn auch die leichtere Lösbarkeit der Ehe jahrelangem Zwangsunglück vorzuziehen sei, so müsse doch gesagt werden, daß dieses Unglück zumeist mehr eine Folge der Ehesführung, als der Eheform sei. Diese Einstellung, die zu den „Reformvorschlüssen“ der Mehrheit, der Gruppen- und dritt, zu viert, sei aber ein typisches Produkt der rein männlichen Bewertung der Frau. Danach sei die Frau gerade in der reifsten Zeit ihres Lebens und ihrer Entwicklung für den Mann als Liebespartnerin nicht mehr diskutabel. Man streite ihr das Recht ab, in dieser Zeit noch beglückende Geliebte sein zu können, weil noch immer die Fiktion aufrecht erhalten werde, daß nur die Fortpflanzung die Ehe legitimiere, nur sie der „Zweck“ der Liebe sei. In Wahrheit haben die beiden nichts miteinander zu tun. Es gebe auch eine geistige Zeugung, geistige Kinder, und das Alter sei rein relativ. Mit der geistigen Revolution, die die Frauenwelt durchmache, erfolge auch eine Verlagerung des Liebesalters. Schon immer habe es geistig hochstehende Frauen gegeben, die bis in ihr spätestes Alter zumeist sogar für jüngere Männer Gegenstand der Liebe und der Verehrung gewesen seien. Nach der „Revolution der Jugend“ sei es nun Zeit, an die Befreiung der reifen Frau von den Fesseln des konventionellen Aberglaubens zu denken.

Bis dahin klang alles erschütternd revolutionär, wenn man auch freilich der Meinung sein konnte, daß die Deklaration dieser Revolution etwas post festum erfolge. Der weitere Trost, daß diese reife Frau aber nun auch lernen müsse, ihr Schicksal zu tragen und zu lieben, daß sie nicht mehr das Verlassenwerden als Schande ansehen dürfe, daß sie lernen müsse, den Verlust auch des geliebtesten Mannes zu überwinden und an der Arbeit für die Befreiung der Schranken, an denen sie zerbrach, Trost finden müsse, das alles waren freilich so bekannte Weisheiten, wie die Tatsache, daß der weitaus größte Teil der Ehen sich darum unglücklich gestalte, weil die Partner meist Gegenstypen darstellten, eine Paarung, die zwar gut für die Nachkommenschaft, aber unwirksam für die Ehesführung sei. Der gute Rat, sich zu „tapferer Heterosexualität“ und Weisheit des Herzens durchzuringen, erinnerte einigermaßen an den schönen Spruch „Durch Kreuz zur Krone“. So ungefähr sagt's der Herr Pastor auch, nur mit ein bißchen anderen Worten. Die grundlegenden materiellen, politischen und sozialen Umwälzungen, die die Bedingung für die Befreiung der Mehrzahl der Frauen sind, wurden von der politisch doch nicht ungeschulten Rednerin mit keinem Worte gestreift. Und die dünne Schicht materiell unabhängiger, geistig hochstehender Frauen, für die heute eine „Revolution der reifen Frau“ überhaupt im Bereich des Möglichen liegt, braucht heute derartige erotische Fastenpredigt nicht mehr. Den anderen aber zeige man Etappe um Etappe den Weg, den sie gehen müssen, damit — ihre Töchter einmal das Endziel dieser Revolution erreichen: Die Anerkennung der Frau als gleichwertige Persönlichkeit, gleichberechtigt und gleichberechtigt neben dem Manne zu stehen.

R. E.

Rauchen ein Stillhindernis?

Als eines der bedeutendsten Momente für den Rückgang der Säuglingssterblichkeit dürfen wir wohl das — dank der unermüdlichen Propaganda der Kinderärzte — wieder allgemein und selbstverständlich gewordene Stillen der Kinder durch die Mutter ansehen. Ein Wiener Dozent an dem dortigen Kinderambulatorium der Bezirksstranientafel wirft nun auf Grund persönlicher Erfahrung die Frage auf, ob das in den letzten Jahren sich in immer breiteren Volksschichten einbürgernde Tabakrauchen der Frauenwelt die Segnungen des Stillens nicht ernsthaft gefährden könne. Zu diesen Befürchtungen kommt der Wiener Arzt durch folgende Beobachtung, die er der „Medizinischen Welt“ mitteilt: Zu dem 14 Tage alten Söhnchen eines seiner Kollegen gerufen, erfuhr er, daß das Kind sich weigere, die Mutterbrust zu nehmen, Unruhe und Gewichtsstillstand machten den besorgten Eltern schwerste Sorge. Die Untersuchung zeigte ein gesundes Kind und eine zum Stillgeschäft im übrigen sehr geeignete Mutter, die indessen so stark nach Rauch roch, daß der Arzt hierin die Ursache für die Milchverweigerung vermutete. Die Frau, die eine leidenschaftliche Zigarettenraucherin war, stellte nunmehr, auf die Ermahnung des Arztes hin, das Rauchen völlig ein, und seither nahm der Kleine mit Vergnügen die Mutterbrust und gedieh prächtig.

Dies Beispiel gibt, auch wenn wir uns hüten wollen, eine einzelne Erfahrung zu verallgemeinern, zu denken. Jedenfalls sollte man in ähnlichen Fällen immerhin die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß übermäßiges Rauchen der Mutter die Ursache für die Unruhe und das schlechte Trinken des Säuglings ist und in solchen Fällen das Nikotin während der Zeit des Stillens ebenso meiden wie den Alkohol.

Hausangestellte latein.

Eine gute Herrschaft, ich meine, eine wirklich gute Herrschaft, das ist selten. Ich hatte mal eine. Die Frau, die war so gut, wenn da ein Bettler kam und ein Almosen verlangte, dann gab sie ihm immer noch zehn Prozent extra. „Für Sie“, sagte sie dann. Ich habe nie eine so gute Frau wieder gehabt. Nur mit dem Fensterputzen, da konnte ich sie nie befriedigen. Ich mochte putzen und putzen, immer fand sie noch ein Fleckchen, noch ein Eckchen. Also, das war schon kein Vergnügen. Deshalb bin ich auch weg von ihr.

Ich meine, wenn es sonst gut auf einer Stelle ist, wegen so 'ner Marotte kann man doch bleiben.

Das wohl, aber eines Tages wurde es mir zu bunt. Sie war wieder mit den Fenstern nicht zufrieden, und ich hatte schon den halben Morgen nichts getan als gepußt. Zum Unglück schell es an der Tür, und wie ich mich umdrehe, um aufzumachen, fällt mir die Leiter um. Mitten in die Fensterscheibe hinein. Eben machte ich die letzten Glassplitter aus dem Fensterrahmen, da kam meine Alte. „Oh, was sehe ich da“, rief sie schon von der Türe her. Mir wurde angst und bange. „So schön haben Sie mir das Fenster ja noch nie gepußt. Rein, sehen Sie, ich habe es doch immer gesagt, sie können es, wenn sie nur wollen. Rein, kein Fleckchen, kein Bläschen. Machen Sie nur die anderen Fenster genau so. Nun machen Sie doch!“ schrie sie mich an, als ich sie verdutzt ansah.

Nun wurde es mir aber doch zu bunt, und ohne, daß ich richtig wußte, was ich tat, nahm ich den ersten besten Gegenstand und schlug noch zwei Scheiben ein. „So, jetzt haben Sie die Scheiben so, wie Sie sie möchten.“

Na, die Furie hätte ich mal sehen mögen. Ich mußte natürlich meine Sachen packen. Na, geärgert habe ich mich doch, denn so gut kriegte ich es ja nicht wieder, aber ich war doch auch froh, daß diese verdammte Nöckerei endlich mal aufhörte.

Ja, mit Stellen, das ist die reine Lotterle, sagte nun Maria, die Stütze des Nachbarhauses. Ich war mal bei einer Herrschaft, die war so klug mit dem Wasser, daß es schon eine Schande war. „Meinen Sie, Wasser kost' kein Geld?“ sagte die Alte jedesmal, wenn ich den Flur wusch, und gab mir einen Eimer voll Wasser raus. „Aber daß sie auskommen damit!“ Daß sie nicht sagte, ich sollte noch Kaffee von dem Rest kochen, das war wirklich alles.

Uebrigens Kaffee. Mit Kaffee, das ist so eine Geschichte. Ich habe mal eine Stelle gehabt, sagte nun Pauline, die auch ein wenig in den Hof gekommen war, wo die Hausangestellten der Nachbargrundstücke jeden Morgen ein halbes Stündchen verplauderten, also da nagelten sie doch die Kaffeebohnen auf ein Brett und ließen heißes Wasser darüber laufen. Das nannten sie dann Kaffee.

Ach, sagte Auguste, die Dienerin des Direktors. Ich habe mal bei einem Apotheker eine Stelle gehabt, da banden sie eine Kaffeebohne an einen Zwirnsfaden und ließen nur den Schatten ins Wasser fallen. Da war der Kaffee dann meist so schwach, daß er nicht aus der Kanne heraustrat.

Ja, mit der Knickigkeit, da haben die „Feunen“ es allemal. Meine, die zählt mir am liebsten die Erbsen in den Topf. Und wenn sie Gesellschaft gibt, dann geht sie immer erst in die Waschküche und dreht den Schinken durch die Mangel. Damit sie ja recht weit reicht.

Was soll ich da erst von meiner sagen, die hat extra ein Mikroskop angeschafft, um das Fleisch zu tellen, das sie auf den Tisch bringt, und zum Frühstück wärmt sie immer die Messer an, daß ja nicht zu viel Butter genommen wird.

Aber das Radio, das hat sie den ganzen Tag an. Wenn ich es mal abstelle, weil ich verrückt von dem Getöse werde, dann schreit sie mich an: „Meinen Sie, ich schenke dem Rundfunk was?“

Ja, so sind die Leute. Die es am wenigstens nötig haben, das sind die Knickerigsten, meinte nun Pauline, das Kindermädchen, aber schließlich, ich bin's nicht besser gewohnt, denn wenn's bei uns zu Hause Bessartoffeln gab, dann wurde ein Hering unter die Decke gehängt, und jeder durfte mal hochspringen und daran ledern.

Bit. Da kommt die Direktorische, sagte Maria, und sie verschwand im Keller. Auch die anderen Mädchen verkrümelten sich, denn mit bösen Worten sind die Gnädigen selten sparsam.

Erich Grijar.

Die Milchflasche des Säuglings.

In der Ernährung des Säuglings werden nach einem Hinweis von Professor Dr. Bendig, der um die Säuglings- und Kleinkinderfürsorge große Verdienste hat, viele Fehler gemacht, die unter Umständen für den Säugling nicht ohne Gefahr sind. Durch praktische Erfahrung und wissenschaftliche Forschung ist festgestellt worden, daß die tägliche Nahrungsmenge des Säuglings rund 1000 Gramm Milch oder ein Liter betragen darf. Diese Nahrungsmenge, die in fünf Mahlzeiten zu je 200 Gramm gegeben werden soll, darf nicht überschritten und im fünften Monat erst erreicht werden. In den ersten Monaten sind Einzelmahlzeiten von 100 bis 120 Gramm ausreichend und von Monat zu Monat soll die Menge auf 140/160/180 bis 200 Gramm im fünften Monat steigen. In allen Fällen sind täglich fünf solche Einzelmahlzeiten zu geben. Es ist eine durchaus falsche Einstellung der Eltern, wenn sie glauben, diese Nahrungsmenge im Interesse des Kindes und seines Wohlergehens überschreiten zu sollen, denn sie nützen damit dem Säugling nicht, sondern gefährden geradezu seine Gesundheit. Obwohl die Aufklärungsarbeit in dieser Beziehung schon seit Jahren tätig ist, werden immer noch Säuglingsmilchflaschen hergestellt, die ein Fassungsvermögen von 250 Gramm besitzen. Man findet in allen Verkaufsstellen, wie in Apotheken und anderen Geschäften, derartige Flaschen, die geradezu dazu verleiten, die Kinder falsch zu ernähren, da der Säugling die ganze Menge austrinkt und viele Mütter im Vertrauen auf das richtige Maß der Flasche nicht wissen, daß sie damit die Gesundheit des Kindes gefährden. Im Interesse der richtigen Ernährung und des Kampfes gegen die Säuglingssterblichkeit muß darum nachdrücklich gefordert werden, daß die Glasfabrikanten die Herstellung derartig gesundheitswidriger Milchflaschen unterlassen und nur Flaschen von 200 Gramm Inhalt anfertigen. Die Mütter, die diese zu großen Flaschen meist ahnungslos kaufen, werden sie ganz bestimmt ablehnen, wenn sie hierdurch erfahren, wie sie auf diese Weise ihre Säuglinge schädigen. Es müssen nicht nur die Wiederverkäufer derartige Flaschen ablehnen, sondern die Mütter müssen beim Kauf genau darauf achten, daß eine Flasche nur einen Inhalt von 200 Gramm aufweist.

Kindermund.

Unserem Achtjährigen ist vom Lehrer die Hausaufgabe gestellt, einige Sätze auf die Hauptwörter zu unteruchen und diese zu unterstreichen. Ihm wird eingeprägt: Hauptwort ist alles, was man sehen und anfassen kann.

Er kommt zum Wort „Tiger“.

„Mutti, ist Tiger ein Hauptwort?“

„Ja, überleg' dir's mal: kann man den Tiger sehen?“

„Ja.“

„Na also?“

„Tiger ist aber kein Hauptwort.“

„Weshalb denn nicht?“

„Man kann ihn nicht anfassen, er beißt!“

Ich erzähle unserem Sechsjährigen einiges über die Umdrehung der Erde, den Erdmagnetismus und den Vorgang des Fallens der Gegenstände. Da unterbricht er mich freudestrahlend:

„Mutti, jetzt weiß ich auch, warum mein Ball immer in den Nachbargarten fällt.“

— ? —
„Ja, siehst du, ich werfe ihn in die Luft, inzwischen hat sich die Erde ein bißchen herumgedreht, und da kommt er eben nicht mehr zu mir zurück, sondern fällt in den Garten nebenan.“

Rudi ist sieben Jahre alt und wird in einem evangelischen Kinderheim erzogen. Er hat seine Handschuhe verloren und versucht, sich mit einer Lüge herauszuhelfen.

Die junge Erzieherin will ihm das Häßliche seiner Handlungsweise klarmachen und ihm nahelegen, Gott um Verzeihung zu bitten. Sie schließt ihre Ermahnungen mit den Worten:

„Sieh mal, durch die Lüge hast du eine Sünde begangen und deinen Mund beschmutzt. Was meinst du, womit kannst du dich wohl jetzt am besten reinigen?“

Schluchzend kommt die Antwort:

„Mit Zahnbürste und Zahnpasta!“

Ein Kind soll in einem Lebensmittelgeschäft Brot holen. Die Verkäuferin erklärte dem Kinde, daß nur noch schwarzes Brot (Kommisbrot) zu haben ist. Voller Entrüstung geht das Kind nach Hause und sagt zur Mutter: „Die Verkäuferin wollte mir Kommunistenbrot geben, das habe ich aber nicht genommen.“